

Psychologie im westlichen Nachkriegsdeutschland - fachliche Kontinuität und gesellschaftliche Restauration

Mattes, Peter

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Mattes, P. (1985). Psychologie im westlichen Nachkriegsdeutschland - fachliche Kontinuität und gesellschaftliche Restauration. In M. G. Ash, & U. Geuter (Hrsg.), *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert : ein Überblick* (S. 201-224). Opladen: Westdt. Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-13582>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Psychologie im westlichen Nachkriegsdeutschland – Fachliche Kontinuität und gesellschaftliche Restauration

Peter Mattes

Die Ausgangssituation nach 1945

Die Psychologen, die sich während der Zeit des Nationalsozialismus in einigen Bereichen des Staates und der Wirtschaft ganz gut hatten einrichten können, fanden sich nach der Zerschlagung des Faschismus wie die Masse des deutschen Volkes in zerstörten, gänzlich unklaren Verhältnissen wieder. Die Organe des Staates, mit ihnen die Universitäten und andere öffentliche Einrichtungen, die Psychologen hatten beschäftigen können, waren durch die Alliierten zunächst aufgelöst.

Das Verkehrs-, Verteilungs- und Beschäftigungssystem lag darnieder, die allgemeine Lebenslage war desolat, primär bestimmt durch materielle Not. Es ist bemerkenswert, daß in dieser Situation die alliierten Besatzungsmächte neben dem Aufbau regionaler Verwaltungen der Ingangsetzung des Kultur- und Bildungsbereichs Prioritäten einräumten. Davon profitierten unter anderem die Hochschulen. Schon zum Herbst 1945 wurden Rektoren und Dekane ernannt, zum Wintersemester 1945/46 arbeiteten die ersten Fakultäten wieder, waren Hochschullehrer in ihre Positionen eingesetzt. Entsprechend ihrer zu jener Zeit noch antifaschistischen Politik war die inhaltliche und formale Gestaltung des Lehr- und Forschungsbetriebes auch den westlichen Alliierten ein Anliegen. So bestimmte etwa die Direktive JCS 1076 für die amerikanische Besatzungszone die Bestrafung und Nichtwiedereinstellung aller nationalsozialistischen Dozenten sowie das Verbot faschistischer und militaristischer Lehrinhalte. Auch nach der Gründung der Länder im September 1945, die die Dienstaufsicht und das Ernennungsrecht für die Hochschulen ausübten, behielten sich die Besatzungsmäch-

te ein Kontrollrecht vor. Erziehung zur Demokratie in den höheren Bildungseinrichtungen war konstitutiver Bestandteil der Reeducation-Programme der Amerikaner.

Praktisch in Gang gesetzt werden mußte die Arbeit auch an den Hochschulen aber durch deutsche Wissenschaftler und Fachleute. Hier bot sich allerdings nur ein vergleichsweise enges Spektrum an, nämlich solche Hochschullehrer aus der Weimarer Zeit, die nach der Machtübernahme entlassen worden oder ausgeschieden waren, und jene, die im Faschismus amtiert hatten, ohne allzu offen mit ihm zu koalieren. Die Sozialisations- und Qualifikationsmechanismen der deutschen Universitäten hatten unter ihnen sozial und wissenschaftlich recht homogene Gruppen entstehen lassen. Aus dem Kreis potentiell Andersdenkender und Andershandelnder waren viele tot oder in der Emigration verblieben. Obendrein war in den westalliierten Dienststellen ein Mißtrauen gegen allzu demokratische oder gar sozialistische Tendenzen verbreitet. Für die Berufspraxis war damit eine politische und geistige Orientierung vorgezeichnet. Es wurden an den Universitäten Leute mit dem Wiederaufbau beauftragt, die in den Traditionen des deutschen Bildungsbürgertums verankert waren, die die Ideale der klassischen deutschen Universität hochhielten und Wissenschaft sehr abstrakt als Dienst an der Wahrheit verstanden. Den Faschismus hatten sie, soweit sie nicht gar Sympathien für ihn aufbringen konnten, als Bedrohung ihrer Geistigkeit erlebt, als sittlich-moralischen Verfall, als Einbruch des Politischen in das Wissenschaftliche. Sie machten sich ans Werk mit der Absicht, die Universitäten künftig freizuhalten von wissenschaftsfremden Einflüssen, ihren reinen Bildungs- und Forschungsauftrag wiederherzustellen und ihre innere Selbstbestimmung durch die Definitionsmacht der Ordinarien in Instituten und akademischen Gremien zu garantieren. Begünstigt durch ein in der Praxis auch die übergroße Mehrheit ehemaliger Parteigänger entlastendes Entnazifizierungsprogramm und durch die mangelnde Konsequenz, mit der die alliierten Organe ihre Kontrolle ausübten, konnten die meisten der auch vor 1945 amtierenden Hochschullehrer in ihre Ämteriedereingesetzt bzw. an andere Hochschulen berufen werden. Die Universitäten organisierten und rekrutierten sich entsprechend ihren traditionellen Wert-, Struktur- und Personalvorstellungen (vgl. Prahl, 1978, 326 ff.; Maikowski, Mattes und Rott, 1976, 25 ff.). Eine tiefergehende Auseinandersetzung

mit ihrer Vergangenheit fand nicht statt, stattdessen wurden dem Einzug des alten Geistes wieder die Tore geöffnet. Die Reformkräfte in den alliierten Verwaltungen vermochten diese Entwicklung bald nur noch resigniert zu konstatieren. Eine 1947 im Auftrag der britischen Militärregierung eingesetzte Kommission zieht als Resumée

„daß keine durchgreifende und dauerhafte Reform der Universitäten, die wir besuchten, allein aufgrund der Initiative der Universitäten selber wahrscheinlich ist. ... Was uns überzeugt, daß die Universitäten ohne Unterstützung sich nicht selbst reformieren können, ist die Erwägung,

a) daß die deutschen Universitäten gegenwärtig, soweit interne Angelegenheiten in Frage stehen, durch Gruppen dienstälterer Professoren kontrolliert werden, deren Durchschnittsalter hoch ist, deren akademische Ideale sich unter Bedingungen, die sehr verschieden von den heutigen sind, gebildet haben, und deren Fähigkeiten, neuen Umständen zu entsprechen, deshalb im allgemeinen gering sein dürften;

b) daß die soziale Struktur der Universitäten mit derjenigen der höheren Schulen, und beide mit der traditionellen Struktur der deutschen Gesellschaft als Ganzem verknüpft sind, so daß eine Reform des Erziehungswesens schwerlich anders als im Zusammenhang einer viel weiter ausgreifenden Bewegung zur sozialen Reform herbeizuführen sein wird“ (Die Universitäten ..., 1948, 4).

Eine solche Bewegung blieb aus. In Zusammenhang mit Änderungen in der allgemeinen Politik der Westalliierten stabilisierten sich die sozialen und gesellschaftlichen Verhältnisse in Richtung eines bürgerlichen Klassensystems mit stark restaurativen Tendenzen.

Die Wiedereinrichtung der akademischen Psychologie im Zeichen der Kontinuität

Die skizzierte Entwicklung war für die akademische Psychologie günstig. Von einer Debatte über ihre Rolle in der Nazizeit blieb sie verschont: Sie war keine unverblümt nationalsozialistische Wissenschaft gewesen und von ihren Trägern hatten sich nur wenige offen desavouiert. Da man in den gebildeten Schichten als Antwort auf das als moralische Krise und Herrschaft der Barbarei verstandene Tausendjährige Reich vor allem eine geistig-seelische Erneuerung für notwendig hielt, schien diejenige

Wissenschaft, die sich die menschliche Individualität zum Gegenstand erkoren hatte, mit undiskutierter Selbstverständlichkeit einen gebührenden Platz beanspruchen zu können. Das ‚Blaue Gutachten‘ (*Gutachten zur Hochschulreform*, 1948), erstellt überwiegend von deutschen Professoren im Auftrag des britischen Militärgouverneurs, nannte Psychologie als eines der wissenschaftlichen Grundgebiete, die zur Bildung eines Akademikers beitragen sollten. Psychologen vernahmen dies sicher mit Genugtuung und bekundeten ein entsprechendes Selbstverständnis. Im Vorwort zum ersten Psychologentaschenbuch heißt es:

„Heute steht die Psychologie vor völlig neuen und eigenartigen Aufgaben. Die Gewalt des furchtbaren Schicksalsgeschehens hat das Selbstbewußtsein des bürgerlichen Zeitalters erschüttert. Nachdem die traditionellen Formen in der Erziehung, in der Wirtschaftsordnung, in der Politik sich als unfähig erwiesen haben, die Wirklichkeit unseres Lebens zu gestalten, beginnt man sich zögernd aber notgedrungen nach einer neuen Orientierung im Chaos der Ereignisse umzusehen. Was man sucht, ist der Mensch, ‚das unbekannte Wesen‘; und man erwartet von der Psychologie, daß sie uns die Wirklichkeit der menschlichen Existenz erschließe“ (*Psychologentaschenbuch*, 1949, 4).

Die Reorganisierung der Psychologie an den Hochschulen, die Wiederbesetzung der Lehrstühle, die Einrichtung von Instituten und die Aufnahme der Lehr-, Forschungs- und Publikationstätigkeit konnte in Angriff genommen werden. Dies vollzog sich unmittelbar nach der Wiedereröffnung der Universitäten überhaupt. 1947 schloß man sich in der britischen, 1948 in der amerikanischen Zone wieder in der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (DGfPs) zusammen und drängte mit Erfolg darauf, daß die Diplomprüfungsordnung von 1941 sogleich mit nur wenigen Änderungen im Detail wieder in Kraft gesetzt wurde. Die Psychologie konnte mit ganz wenigen Ausnahmen auf ihren Personalstamm aus der Zeit vor 1945 zurückgreifen. Als Lehrstuhlinhaber wurden in den Westzonen in der Regel diejenigen Professoren wiederernannt, die solche Positionen auch vor Ende des Krieges innegehabt hatten. Auch für einige jener Hochschullehrer, deren frühere Arbeitsstätten jetzt in ehemals deutschen Gebieten oder in der Ostzone lagen, konnte man Berufungen durchsetzen. Entlassen und nicht wiedereingestellt wurden nur Gerhard Pfahler in Tübingen, Georg Anschütz in Hamburg und Gert Heinz Fischer in Marburg, die sich deutlich

als Nationalsozialisten profiliert hatten und auch von der Kollegialität der ihnen wissenschaftlich Nahestehenden nicht getragen werden konnten. Die Kontinuität in der akademischen Psychologie vor (vgl. Geuter, 1984) und nach 1945 signalisieren Namen wie Oswald Kroh, Philipp Lersch, Robert Heiß, Wilhelm Arnold, Albert Wellek, Udo Undeutsch, Wolfgang Metzger, Johannes v. Allesch, Kurt Wilde, Edwin Rausch und Willi Hellpach; sie wurde durch die späteren Berufungen von Friedrich Sander und Johannes Rudert unterstrichen. Außer Hellpach gehörten diese Wissenschaftler den Schulen der Ganzheitspsychologie und Charakterologie sowie der Gestaltpsychologie an, und die meisten hatten aktiv Anteil an der Wehrmachtpsychologie, dem die Theorie und Praxis der Psychologie bis in die Kriegsjahre bestimmenden Arbeitsbereich. Aus diesem Rahmen fallen die nur kurz dauernde Einsetzung Traugott Konstantin Oesterreichs, der von den Nazis entlassen worden war, in Tübingen (er starb 1949) sowie die Berufungen des Emigranten Curt Bondy nach Hamburg und des politisch Verfolgten Heinrich Düker nach Marburg. Aufs ganze gesehen hatte sich die akademische Psychologie im westlichen Nachkriegsdeutschland ohne Zeitverzug in weitgehender personeller Kontinuität rekonstituieren können.

Der mühsame Neubeginn in der außeruniversitären Berufspraxis

Die Psychologie hatte während der Jahre des Nationalsozialismus den Sprung in die Professionalisierung geschafft. Diese Entwicklung war mit der Zerschlagung aller staatlichen und nationalsozialistischen öffentlichen Einrichtungen zunächst einmal gestoppt. Ihr vormaliger Kern, die Wehrmachtpsychologie, hatte als solche keinen Anknüpfungspunkt mehr. Auch der Kinder- und Jugendarbeit waren mit Auflösung der NS-Volkswohlfahrt die institutionellen Grundlagen entzogen. Psychologen mußten sich neue Aufgaben in veränderten Strukturen und Verhältnissen und neue Plätze für ihre praktische Verwendung suchen.

Das Bemühen darum scheint groß gewesen zu sein. Schon 1947 gründeten sie in der englischen und amerikanischen Zone den Berufsverband Deutscher Psychologen (BDP) und veranstalteten im Spätsommer ihren ersten Kongreß. Dort behandelt nur knapp ein Viertel der Beiträge grundwissenschaftliche

Thematiken, die große Mehrzahl zielt auf praktische Belange. Als zentrales Anliegen nannte der Vorsitzende des BDP, Walter Jacobsen, die ‚Verpflichtung‘, „sich bei der Wahl (der) Probleme an den akuten Bedürfnissen unserer so außerordentlich problemreich gewordenen Lebenssituation zu orientieren“.

„Wenn ich der Ansicht Ausdruck zu geben wagte, daß die Psychologie der nächsten Zukunft von den Nöten und von ungeduldigen Forderungen der Gegenwart beherrscht, also vornehmlich praktische Psychologie werde, so meine ich, daß dabei gewiß auch dem Menschen als Individualität, als Einzelwesen, eine höhere Wertigkeit zugemessen werden wird, als es im Dienste des staatlichen Totalitätsanspruchs üblich wurde. Unpersönliche Werte, wie etwa der nackte Leistungseffekt, der Nutzen an sich, der sich aus einer rein materiell gesehenen ‚Verwendung‘ eines lebenden Menschen erzielen läßt, werden ihre einseitig beherrschende Vorrangstellung aufgeben, und an ihre Stelle wird man wieder etwas mehr den individuell-seelischen, sozusagen den ‚seelsorgerischen‘ Faktor berücksichtigen und so bei jeder psychologischen und charakterologischen Untersuchung und Beratung eine gesunde Abstimmung zwischen überpersönlichen und persönlichen Gesichtspunkten anstreben müssen“ (Jacobsen, 1948, XV ff.).

Das Leitmotiv, unter das im Nachkriegsdeutschland die Aufgaben einer angewandten Psychologie gestellt wurden, scheint in diesen Sätzen auf: die Pflege des Individuellen, die Würdigung der Person. Dies wurde zum zentralen Wert, auf den sich Psychologie in Theorie und Praxis ausrichtet.

Ein Feld der Bewährung solcher Grundsätze tat sich im Wirtschaftsbereich auf. Obschon Betriebe zunächst kein Interesse zeigten, Psychologen direkt einzustellen, fanden einige Hochschul- und freischaffende Psychologen Kontakt zu einer Reihe ab 1947/1948 gegründeter Beratungs- und Forschungseinrichtungen, die sich mit Fragen der Arbeits- und Betriebsgestaltung beschäftigten und ihre Empfehlungen in Schriften, Vorträgen und Schulungskursen verbreiteten. Konzeptionell wurden von diesen Psychologen Ansätze und Methoden der alten Objekt- und Subjektpsychotechnik erweitert und uminterpretiert im Sinne ganzheitlicher und charakterologischer Deutungsmuster – eine Entwicklung, die schon in den 30er und 40er Jahren zu beobachten war. Die ‚Arbeitspsychologie‘ hatte sich zur ‚Arbeits- und Betriebspsychologie‘ erweitert. Damit verbunden schoben sich Fragestellungen nach ‚dem Menschen‘ im Betrieb, Probleme der Menschenbehandlung und Menschenführung in den Vor-

dergrund. Ziele betriebsbezogener psychologischer Arbeit wurden: Weckung innerer Anteilnahme, einer gefühls- und gesinnungsmäßig positiven Einstellung, Schaffung eines gesicherten Selbstwertgefühls, Herstellung adäquater Antriebsgestaltung. Die Ansätze konzentrieren sich also im Effekt darauf, zu versuchen, den Arbeitsprozeß in der Struktur der individuellen Person zu verorten und zu beeinflussen. Der systematische Ausgangspunkt im Je-Individuellen lenkt ab von den materiellen und sozialen Basisstrukturen, eine so verstandene ‚Abstimmung zwischen überpersönlichen und persönlichen Gesichtspunkten‘ (Jacobsen, s. o.) läßt die überpersönlichen notwendig unberührt. Die so sehr um die Seele des Einzelnen bemühten Psychologen engagieren sich hier mit Beiträgen zur Harmonisierung, zur Aussöhnung des Menschen mit möglicherweise widrigen Bedingungen, einer Auseinandersetzung mit diesen Bedingungen selbst enthalten sie sich – und das in einer Zeit, in der harte sozialpolitische Auseinandersetzungen um Produktion und Betriebe den Alltag bestimmten.

Unverfänglicher schien da der Bereich der Erziehungsberatung zu sein, der als erster Bereich regulärer psychologischer Berufspraxis schon in den ersten Nachkriegsjahren einen Aufschwung nehmen konnte. Zusammen mit Psychotherapeuten und interessierten Pädagogen gründeten auch Psychologen in Eigeninitiative Institute und Beratungsstellen in zunächst häufig privater Form. Mit praktischer und finanzieller Unterstützung der amerikanischen Besatzungsbehörden, in deren Reeducation-Programm das Mental-Health-Konzept mit Einrichtung von ‚Child-Guidance-Clinics‘ eine Rolle spielte, wurden solche Modelle dann schon in den allerersten Nachkriegsjahren bei kommunalen Behörden institutionalisiert (vgl. genauer: Maiowski, Mattes und Rott, 1976, 51 ff.; auch für das Folgende). Die gesellschaftliche Funktion dieses ersten nennenswerten Bereiches institutionalisierter Berufspraxis außerhalb der Universitäten entsprach dem amerikanischen Programm: Veränderung individueller Einstellungen und Verhaltensweisen als sozialpolitische Ordnungsmaßnahme.

Trotz der Einordnung und Förderung im Rahmen der Reeducation kann ein ausdrücklicher konzeptioneller Einfluß der amerikanischen Psychologie auf die inhaltliche Gestaltung allerdings nicht ausgemacht werden. Inhaltlich eröffneten sich Anwendungs- und Entfaltungsmöglichkeiten einerseits für aus dem

charakterologischen Umfeld kommende entwicklungspsychologische Ansätze, andererseits konnten sich Konzepte aus den späten 20er und frühen 30er Jahren wieder in den Vordergrund schieben, z. B. individualpsychologische und solche aus der Wiener Schule der Entwicklungspsychologie. Je nach personeller Zusammensetzung waren die Beratungsstellen entweder charakterologisch-entwicklungspsychologisch oder aber tiefenpsychologisch-psychoanalytisch ausgerichtet. Hier findet sich in der Nachkriegszeit einer der wenigen expliziten Berührungspunkte der Psychologie mit der Psychoanalyse, die an den Hochschulen nur ganz am Rande der Medizin ein Schattendasein führen durfte.

Auch in der institutionellen Erziehungsberatung war der Einsatz von Diplom-Psychologen anfangs durchaus umstritten (vgl. den Beitrag von Hörmann und Nestmann in diesem Band). So muß von der Phase bis Anfang der 50er Jahre insgesamt gesagt werden, daß nur wenige Psychologen außerhalb der Universitäten Arbeit fanden, daß sich Psychologie als ausgeübter und anerkannter Beruf noch nicht hatte durchsetzen können. Auch die Anzahl der mit Diplom abschließenden Hochschulabsolventen scheint minimal gewesen zu sein; so gehören 1949 dem BDP ganze 18 ‚Jungpsychologen‘ an. Psychologie hatte sich erst wieder im Hochschulbereich als Wissenschaft konsolidieren können – hier allerdings unbestritten, mit fester institutioneller Verankerung und in konzeptioneller Geschlossenheit. Dem Gefälle zwischen Wissenschaft und Beruf in der öffentlichen Anerkennung entspricht, daß die Wissenschaftler sich in deutlicher Abgrenzung zum BDP, der die außeruniversitär tätigen und viele beschäftigungslose Psychologen organisierte, in einem eigenen Verband, der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (DGfPs) zusammengeschlossen hatten. Darin deutete sich ein Spannungsverhältnis an, das die weitere Geschichte der Psychologie in der BRD mit bestimmen sollte.

Das Anknüpfen an die Tradition der Gestaltpsychologie, der Ganzheitspsychologie und der Charakterologie

Psychologie erschien in der Nachkriegszeit zunächst in erster Linie als Wissenschaft, die sich in ihren immanenten Bezügen entwickeln konnte. Diese Bezüge waren durch die Vergangenheit

der an den Hochschulen weiter und wieder Beschäftigten gegeben: die Traditionen der Gestalt- und Ganzheitspsychologie aus dem ersten Drittel des Jahrhunderts und die in der Zeit des Nationalsozialismus in enger Verbindung mit der Praxis der Wehrmachtpsychologie hervorgetretene Charakterologie.

Die gestalt- und ganzheitspsychologische Betrachtungsweise war als Reaktion gegen die experimentelle Psychologie Wundts zu Ende des 19. Jahrhunderts entstanden. Jene frühe Experimentalpsychologie versuchte Bewußtseinsphänomene auf elementare Sinnesqualitäten zurückzuführen, aus denen durch Assoziation komplexe Erlebnisgegebenheiten gestiftet würden. Dem gegenüber setzten die ersten Gestalttheoretiker die Aussage, daß ‚das Ganze mehr sei als die Summe seiner Teile‘, daß Erlebnisinhalte ‚strukturiert und gegliedert‘ seien, wobei den einzelnen Gliedmomenten ihre Bedeutung durch die Gesamtheit der Struktur je besonders zukomme. Der Nachweis wurde vor allem im Bereich der optischen und akustischen Wahrnehmung geführt, das heißt mit experimentellen Methoden. Der Wundtschüler Felix Krüger, der Begründer der sogenannten Ganzheitspsychologie, unterwarf auch diffuse Erlebnisinhalte wie Gefühle diesem Theorem und schrieb ihnen unstrukturierte ‚Komplex‘- oder ‚Ganzqualität‘ zu, denen gegenüber die strukturierten Gestalten nur Sonderfälle seien. Die Betonung des einen oder des anderen Schwerpunktes macht die wesentliche inhaltliche Differenz zwischen der Schule der Gestalttheoretiker und der der Ganzheitspsychologen aus.

Die *Gestaltpsychologen* arbeiten vorwiegend experimentell, hauptsächlich im Bereich der Wahrnehmungsforschung. Dort wiesen sie im Lauf der Jahre eine große Zahl sog. ‚Gestaltgesetze‘ nach, die sie vor allem an Phänomenen optischer Täuschungen analysierten und demonstrierten. Ihre experimentelle Methodik hatte im wesentlichen den exemplarischen empirischen Aufweis zum Ziel, theoretisch und systematisch relevante Phänomene sollten anschaulich gemacht werden. Von den in Deutschland gebliebenen Gestaltpsychologen erhielten nach dem Kriege im Westen Metzger in Münster, von Allesch in Göttingen und Rausch in Frankfurt psychologische Lehrstühle.

Entsprechend ihrem Ausgangspunkt bei den ‚gefühlartigen‘ Erlebnissen ist *Ganzheitspsychologie* von vornherein mehr spekulativ und intuitiv, weniger experimentell und empirisch. Zwar wurde auch in ihren Reihen experimentiert – so bei der

Untersuchung vorgestalthafter Wahrnehmungserlebnisse in der von Sander erforschten Aktualgenese des Erlebens. In der Hauptsache rechtfertigt die Ganzheitspsychologie jedoch ausdrücklich ein phänomenologisch-beschreibendes und verstehendes Verfahren. Mit der Wendung gegen die als Naturwissenschaft konzipierte Elementenpsychologie ist hier von Anfang an die programmatische Rechtfertigung einer „geisteswissenschaftlichen“ Psychologie verbunden, die den „Strukturzusammenhang des Seelischen“ als ganzheitlichen Sinnzusammenhang begreifen will. Methodisch beruft sie sich dabei auf Dilthey, Spranger und Husserl. Seelisches Sein wird als Struktur gedacht, die als relativ überdauernde die je-individuelle Entwicklung trägt. Die Kernschicht des Seelischen ist das Gemüt. Einer der Protagonisten dieser Schule in der Zeit nach 1945, Albert Wellek, gibt folgende Standortbestimmung:

„Die Leipziger Ganzheitspsychologie legt ... entscheidendes Gewicht auf die nichtintellektuellen, ‚irrationalen‘ Bereiche des Seelischen, ganz besonders auf das Gefühl und auf das Vor- und Unbewußte. Sie bekämpft die intellektualistische Einseitigkeit nicht nur der Assoziationspsychologie, sondern auch der neuesten Gestaltpsychologie in der Form der von Wertheimer, Koffka und W. Köhler begründeten Richtung der (‚Berliner‘) Gestalttheorie. ... Genetische Ganzheitspsychologie ist eine Psychologie, die ausgehend von den angedeuteten Tatsachen urtümlichen Erlebnis, das ein im weitesten Sinne ‚physiognomisches‘, d. h. anmutungshaftes ist, die Dominanz vorrationaler Kräfte, die stets ganzheitlicher Natur sind, zum Ausgang aller psychologischen Deutung nimmt“ (Wellek, 1950b, 498 ff.).

In der Betonung der genetisch früh gedachten, vorrationalen, tieferen Schichten der Persönlichkeit trifft sich die Ganzheitspsychologie mit Charakterologie und Schichttheorie und geht mit diesen eine sich wechselseitig durchdringende Verbindung ein.

Einflußreich für die Entwicklung der *Charakterologie* in der deutschen Psychologie waren vor allem die Ideen von Klages, der sich die Person als vom Gegensatz zwischen Geist und Seele bestimmt vorstellte, wobei „Seele“ als offen für naturhaft-vitale, gestaltende Urkräfte gedacht wird, denen ein lebloser, mechanisierter Geist feindlich gegenüber steht. In dieser Charakterlehre werden die leiblichen Erscheinungen, die mimischen und pantomimischen Bewegungen zur „Erscheinung der Seele“ wie umgekehrt diese zum „Sinn des Leibes“. Damit ist

einer Wissenschaft von der Bedeutung der Physiognomie und der Ausdrucksbewegungen — der Ausdruckspsychologie — ein Platz als charakterologischer Grundwissenschaft und diagnostischer Hauptmethode eingeräumt. Klages' System beeinflusste das Denken der meisten Persönlichkeitspsychologen und Charakterologen im deutschen Sprachraum, die allerdings seine Auffassung vom antagonistischen Verhältnis von „Seele“ und „Geist“ nicht durchweg übernehmen wollten.

Mit ganzheitspsychologischen Grundsätzen eher vereinbar waren Bilder von der organisch gewachsenen Struktur des Seelischen: die Vorstellung eines vitalen, „endothyment“ (Lersch), „gemüthhaften“ (Wellek) Grundes der Person, auf dem ein „Oberbau“ (Lersch) aufgeschichtet ist, ist ein im wesentlichen gemeinsamer Zug charakterologischen Denkens. Hier mögen auch psychoanalytische Ideen Pate gestanden haben — expliziert wird das jedoch nicht. Spekulativ werden die Schichtmodelle häufig mit der Entwicklungsgeschichte des Großhirns, mit Phylo- und Ontogenese in Zusammenhang gebracht.

In enger Nähe zur Charakterologie befinden sich die *Typologien*, die aus dem Vorherrschen bzw. aus der spezifischen Ausprägung von Persönlichkeitsschichten oder -bereichen Einteilungsschemata beziehen — Wellek nennt sie die „charakterologischen“. Die Konstitutionstypologie Kretschmers, die deskriptiv von psychopathologischen Kategorien ausging, ist streng genommen nicht dazu zu rechnen, ist aber wegen ihres Bezugs zu Temperamentformen für charakterologisches Denken von Interesse. Ähnliches gilt für die nicht-freudianische Tiefenpsychologie, besonders die C. G. Jungs, die sich mit ihrer Ausweitung des Unbewußten ins Mythologische in die Nähe der stammes- und menscheitgeschichtlichen Spekulation der Schichttheoretiker bringt. Wellek zählt so außer sich selbst Kretschmer und Jung zu den charakterologischen Typologen, ebenso wie Jaensch, Pfahler und Spranger (Wellek, 1950a).

Für die Methodik der Charakterologie gilt, daß all das vereinnahmt werden konnte, was dem Verfahren der „Deutung“ relativ offen war. Es bestand Einigkeit darüber, daß ausschließlich quantifizierende oder isolierend-experimentelle Verfahren alleine von geringem Wert waren. Wellek faßt das so zusammen:

„Die Methode der charakterologischen Diagnostik wie der Charakterologie überhaupt ist eine verstehende, keine erklärende. Der Charakter, wie alles

Strukturpsychologische, ist Gegenstand der Verstehenden Psychologie. ... Mit naturwissenschaftlichen, 'erklärenden' Methoden andererseits ist der Charakter höchstens indirekt, in seinen biologischen, besonders konstitutionstypologischen Voraussetzungen, nicht aber als er selbst zu fassen. Die Aussichten naturwissenschaftlicher, zumal 'messender', d.h. quantifizierender Methoden sind dementsprechend in der Charakterologie denkbar gering" (Wellek, 1950a, 243).

In diesem weitgespannten Rahmen verstehender, ganzheitlich und charakterologisch orientierter Psychologie bewegte sich die Mehrzahl der an den Universitäten nach 1945 beschäftigten Psychologen, so u. a. Erich Rothacker und Siegfried Behn in Bonn, Arnold in Erlangen, Heiss in Freiburg, Karl Koch und Maria Krudewig in Köln, Wellek, Undeutsch und Guenther Mühle in Mainz, Lersch in München, Kretschmer in Tübingen, später auch der als Nachfolger von Hellpach nach Heidelberg berufene ehemalige Leipziger Rudert.

Die angelsächsische Psychologie konnte in dieses System nicht eindringen. Wahrnehmungsforschung, sogar die an gestaltpsychologische Thesen anknüpfende Social-Perception-Forschung, behavioristische Lerntheorien, Sozialpsychologie und die statistisch begründeten Techniken der Planung und Auswertung von Experimenten sind offensichtlich von den akademischen Autoritäten im Nachkriegsdeutschland nicht zur Kenntnis genommen worden. Mit dem in den USA testdiagnostisch und faktorenanalytisch ausgefeilten Intelligenzkonzept befaßt sich zwar ein Sammelreferat auf dem ersten Nachkriegskongreß der DGfPs 1948 (Gottschaldt), bringt es jedoch eher oberflächlich zur Kenntnis und setzt ihm methodisch die phänomenologische und „funktionalexperimentelle“ Analyse entgegen. Interessanter sei die Frage nach der Begabung und dies „schließt stets den Blick auf die Gesamtperson ein und heißt im Grunde, die individuelle Persönlichkeitsstruktur unter dem Aspekt der Leistungen bzw. Leistungsdispositionen zu betrachten“ (Gottschaldt, 1953, 24). Die anderen Beiträge auf diesem Kongreß sind mit Ausnahme desjenigen von Hellpach, der über „Das Mittagsland, eine völkerpsychologische Studie“ spricht, thematisch dem Kontext der Ganzheits-, Gestalt- und charakterologischen Persönlichkeitspsychologie zuzuordnen.

Die Beziehungen der Psychologie zu konservativen Ideologien und ihre Tauglichkeit für restaurative Prozesse

Ideengeschichtlich läßt sich ganzheitspsychologisches und charakterologisches Denken auf Wurzeln in Mystik und Romantik zurückverfolgen. Insbesondere die Betonung des Irrational-Gemüthaften gegenüber dem Rational-Zweckhaften, die Wertung der Gefühle und der Kult des „Lebens“ (Klages) stehen in einer Tradition von Reaktion gegen Aufklärung und romantischem Protest gegen die sich industrialisierende Gesellschaft. Dem Glauben an die Macht des Irrationalen im Lebensprozeß korrespondiert daher die Skepsis gegenüber vernunftgemäßer Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse, der Zweifel am historischen Fortschritt.

In der deutschen Geschichte findet sich diese Position schon im 19. Jahrhundert in den Reihen der Konservativen, die das Überkommene gegenüber den Projekten von politischen Rationalisten oder Revolutionären verteidigen. In der historischen Entfaltung der konservativen Tradition hat sich desweiteren ein Legitimusmus (Greiffenhagen, 1971) entwickelt, der – obschon ein partieller Widerspruch zum ursprünglich romantischen Protest – den starken Staat, geordnete Verhältnisse, Herrschaft der traditionellen Eliten gutheißt. Konservative am Ende der Weimarer Republik konnten denn auch Hoffnungen in den nationalsozialistischen Staat setzen, auch wenn sie im weiteren Verlauf von dessen Brutalität und Pöbelhaftigkeit abgestoßen wurden. In den 50er Jahren vermochte man sich dann ziemlich bruchlos in der Kultur- und Sozialpolitik der CDU wiederzuerkennen. Als Beispiel sei hier aus einer Rede eines amtierenden Kultusministers auf dem Parteitag der CDU 1950 zitiert. Er beschwört eine „konservative Revolution“, in der durch abendländische Wesenswandlung, Suchen nach Bindung und nach Ganzheit, der „Ungeist der jüngeren Geschichte“ überwunden werden solle:

„Es scheint unser Schicksal zu sein, ein Jahrhundert zu liquidieren, das über der Entwicklung des Verstandes die Läuterung der Seele und über dem Nationalismus die Erhöhung der Menschlichkeit vergessen hat. ... Was uns bleibt ist die Pflicht zur Erfüllung unserer geschichtlichen Aufgabe und die seelische Festigung unserer Mitbürger dort, wo der Einzelne die Hilfe der Gemeinschaft bedarf. ... Wahres Selbstsein und rechtes Sozialverhalten korrespondieren einander“ (Scharfenberg, 1973, 263 ff.).

Obwohl ausdrückliche politische Stellungnahmen der führenden Psychologen nicht überliefert sind, lassen sich Ganzheitsdenker und Charakterologen anhand ihrer fachlichen Beiträge ideologisch einer restaurativen Bewegung aus konservativem Geist zuordnen. Zumindest aber muß der konservative Gehalt ihrer wissenschaftlichen Anschauungen hervorgehoben werden.

Wenn wir die Wissenschaft Psychologie in ihrer Funktion als Ideologie zu betrachten versuchen, tun wir dies zum einen, um ihren gesellschaftlichen und politischen Standort zu bestimmen. Zum anderen legt dies für den behandelten Zeitraum ihr spezifischer Charakter als Bildungswissenschaft nahe. Ottersbach (1980, 9 ff.) hat auf eine Besonderheit vieler Fächer der philosophischen Fakultät hingewiesen, nämlich ihre ‚Berufslosigkeit‘. Das Ausbildungsziel war weniger durch spezialisierte spätere Berufstätigkeiten bestimmt, sondern zielte eher auf die ‚Generalistenfunktion‘ des Akademikers. Für die Psychologie traf dies für die erste Nachkriegszeit (wieder) zu. Psychologische Berufstätigkeit lag noch darnieder bzw. ordnete sich dort, wo sie sich schon regen konnte, den Wertsetzungen der wissenschaftlichen Psychologie unter. In ihrer dominanten Position waren die akademischen Psychologen in jener Zeit jedenfalls nur wenig von über praktische Tätigkeiten vermittelten Problemen tangiert. So gibt Lersch in *Der Mensch in der Gegenwart* (1947) der Psychologie einen allgemeinen pädagogischen Auftrag. Psychologie solle Lehrer und Erzieher beeinflussen oder funktionalen Eliten außerhalb des Bildungssystems als Orientierungshilfe dienen. Dies stand im übrigen im Einklang mit Zielsetzungen der Reeducation, die ausdrücklich solche Bildungs- und Orientierungsaufgaben den Fächern der Geisteswissenschaften zuwies. Ermöglicht und objektiv unterstützt wurde das von der institutionalisierten Praxisferne der in den philosophischen Fakultäten beheimateten Disziplinen. Auch die Studenten schienen dies fraglos zu akzeptieren, wobei allerdings ihre soziale Zusammensetzung Berufs- und Praxisorientierung auch nicht zu einem vorrangigen Anliegen gemacht haben dürfte.

Schon in den 20er und 30er Jahren wird der weltanschauliche und politische Standort der Ganzheitspsychologen im konservativen Bildungsbürgertum zu finden sein. In der Nachkriegszeit tragen ihre wissenschaftlichen Konzepte dann ideologisch aufs neue – und sie stehen jetzt widerspruchsfrei im Lager der

kultur- und allgemeinpolitisch den Wiederaufbau und die Adenauerzeit bestimmenden Kräfte.

Sehr offensichtlich wird dies bei ihrem Generalthema: der Würdigung der individuellen Person. Für Lersch (1947) besteht die Krise der Gegenwart im Schwinden der Persönlichkeit. Er setzt einen Appell zur ‚Verinnerlichung‘ dagegen – Individualität wird ihm zur Kampfaufgabe. Die Gefahr der Vermassung droht:

„Sie besteht darin, daß das, was zur Individualität und qualitativen Einmaligkeit eines Menschen gehört, und sie ausmacht, weitgehend und fortschreitend eingeklammert und außer Kurs gesetzt wird. ... Vermassung bedeutet deshalb nicht nur Nivellierung, Typisierung und Verdurchschnittlichung der leiblichen und seelischen Physiognomie, sondern vor allem auch Aufhebung der persönlichen Freiheit und Selbständigkeit“ (Lersch, 1947, 79).

Solche Auffassungen lassen sich in einer Fülle späterer, vor allem programmatischer Arbeiten von Psychologen wiederfinden. Verweisen muß man auch auf die hohe Beachtung, die die Werke von Le Bon und Ortega y Gasset in der Psychologie damals fanden. Die Sorge um die Gefährdung des Individuums durch die technisierte Welt und die drohende Vermassung scheint geradezu der Impetus des wissenschaftlichen Tuns zu sein. In Konsequenz wird Person-Sein zum sittlichen und erzieherischen Prinzip erklärt – Seelenkunde gerät zur Weltanschauung (vgl. dazu ausführlich Maikowski, Mattes und Rott, 1976, 123 ff.).

Neuere Analysen des Konservatismus, so die von Grebing (1971), erkennen in der Kritik der Vermassung einen Grundtopos konservativer anti-industriegesellschaftlicher Kultur- und Zivilisationskritik, heben aber mit Recht die antidemokratischen Implikationen dieser Kritik hervor, nach der nur wenige in den Genuß ganzen Mensch-Seins gelangen können, eine privilegierte Schicht sich elitär einen universellen Erziehungs- und Bildungsauftrag anmaßt und dessen Inhalte definiert. In den 50er Jahren hatte dies darüber hinaus den sehr konkreten Bezug zum herrschenden antikommunistischen Konsens: Die historische und gesellschaftliche Alternative wurde als System des Kollektivismus denunziert, wo Individualität und Persönlichkeit zum Untergang verdammt seien.

Wie die wissenschaftliche Psychologie in der Praxis restaurative Tendenzen zu unterstützen geeignet war, läßt sich an der

Rolle, die sie in der schulischen Erziehung gespielt hat, zeigen (vgl. dazu Schmid und Wacker, 1978, 15–37; Maikowski, Matthes und Rott, 1976, 144–181). Zwar wurden schulpсихologische Dienste erst ab 1950 nach und nach aufgebaut, der Psychologie als Wissenschaft kam jedoch eine hohe Bedeutung als theoretische Stütze der geisteswissenschaftlichen Pädagogik zu. Bücher wie die von Rempelin (1949) und Keilhacker (1950), beide ganzheitlich-charakterologischer Lehren verpflichtet, nahmen in der Ausbildung und Praxis von Pädagogen einen gewichtigen Platz ein. Es gab eklektische Anwendungen gestaltpsychologischer Prinzipien beim Lese- und Rechtschreibunterricht, die Hauptfunktion der Psychologie aber wurde darin gesehen, den pädagogischen Prozeß im Sinne der oben genannten Werte auf die Schülerpersönlichkeit zu orientieren. Keilhacker schreibt:

„Der Schulerfolg in der erneuerten Schule wird mehr als bisher von den charakterlichen Qualitäten, der Willens- und Gemütsbegabung, der Vitalität, der Härte, der Zuverlässigkeit, der Harmonie und Stabilität des Gefüges und den eingeborenen Werthaltungen und Gesinnungen abhängen“ (Keilhacker, 1950, 37).

Leistungs- und Begabungsdiagnostik wurde, teilweise angeregt von mit Unterstützung amerikanischer Dienststellen gegründeten Testinstituten, praktiziert; die Daten galten aber als der Beschreibung und Wertung der Gesamtpersönlichkeit untergeordnet und verloren damit eine mögliche funktionale Relevanz für die institutionellen pädagogischen Strukturen, zumal der charakterologische Begabungsbegriff eher statisch gefaßt ist und einer Anlage-Interpretation offen steht. Schmid und Wacker (1978) vermuten wohl mit Recht, daß in der Einhüllung der Begabungsdiagnostik in ein „Gespinnst von Deutungen, Wesensschau, Verstehen“, die Absicht verborgen war, einen Status quo aufrechtzuerhalten. Im Zweifelsfall können Schwierigkeiten im Innern der Schüler lokalisiert werden. Die Pädagogische Psychologie wies Lehrer und Erzieher an, Probleme und Konflikte einzelner Schüler bei diesen selbst weiter zu verfolgen, die Möglichkeit einer eventuellen Förderung als je-individuell vorgegeben zu akzeptieren, die Last der Arbeit und Entwicklung den Schülern aufzubürden. Eine so angeleitete Praxis hat kaum den Blick öffnen können für strukturelle Defizienzen der Erziehungseinrichtungen selbst und war auf affirmative Verfestigung der „überindividuellen“ Verhältnisse angelegt. Dies kam

einer rückwärtsgewandten, sogenannten ‚inneren‘ Schulreform entgegen, die die Stabilisierung des traditionellen, die überkommene soziale und soziokulturelle Schichtung reproduzierenden, dreigliedrigen Schulsystems zum Ziel hatte.

Die pragmatistische Herausforderung

Nach 1950 beginnt eine zweite Phase der Professionalisierung der Psychologie in Deutschland. Neben der quantitativen Ausdehnung psychologischer Praxis bringt diese Professionalisierung eine ganze Reihe inhaltlicher Anstöße. Vermittelt über die außeruniversitäre Praxis setzt eine Diversifikation psychologischer Konzepte und Methoden ein.

Zunächst hatten außerhalb der Universitäten nur Erziehungsberatungsstellen geregelte Beschäftigungsmöglichkeiten anbieten können. Die Zahl der Erziehungsberatungsstellen erhöhte sich von etwa 50 im Jahre 1950 auf 230 im Jahre 1960 (alle Zahlenangaben, auch im Folgenden, beziehen sich auf die BRD und Berlin (West); Quellenhinweise in: Maikowski, Mattes und Rott, 1976, 144–262). Trotz andauernder Konkurrenz mit Ärzten, Psychotherapeuten und Psychagogen – das waren Erzieher mit tiefenpsychologischer Zusatzausbildung – konnten Diplompsychologen ihre Stellen rechtfertigen, so daß es zur Regel wurde, daß pro Einrichtung mindestens ein Psychologe beschäftigt und ihm häufig die Leitung übertragen wird. Auch die Zahl der hauptamtlich tätigen Arbeits- und Betriebspsychologen nahm von 25 bis 30 (1951) auf 225 (1959/60) zu. Dabei verlagerte sich ab Mitte der 50er Jahre ihr Tätigkeitsort von beratenden Einrichtungen oder freien Praxen in die Betriebe hinein: Für 1958 werden immerhin schon 80 Betriebspsychologen i. e. S. geschätzt. Die erste Laufbahn für Diplompsychologen in der BRD wurde 1953 in der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung eingerichtet. Ab 1955 wurden im Rahmen des Psychologischen Dienstes bei den Arbeitsämtern systematisch psychologische Berufseignungsuntersuchungen vorgenommen, was bis Ende des Jahrzehnts 200 Diplompsychologen eine Planstelle verschaffte. Schließlich erschloß sich ab 1957 wieder ein traditionelles Arbeitsgebiet, nämlich in der Bundeswehr. Die früheren Wehrmachtpsychologen und für sie die Verbände DGfPs und BDP – hier in seltener Einmütigkeit! –

hatten seit Bekanntwerden der Wiederaufrüstungspläne offensiv ihre Dienste angeboten und schließlich, was die Einrichtung von Stellen anging, auch reussiert (vgl. Mattes, 1980). Die genannten beruflichen Entwicklungen manifestieren sich im Ansteigen der Mitgliederzahl des BDP um mehr als das Zehnfache von 1949 (118) bis 1960 (1231).

(Die Anzahl der Studenten hatte sich von 739 im Wintersemester 1950/51 auf 1472 im Wintersemester 1959/60 demgegenüber nur verdoppelt – ein allerdings schwer zu interpretierendes Datum. Es verweist vielleicht auf die schon angesprochene akademische Orientierung der damaligen Studenten, deren Studieninteressen sich nur in geringen Maße an Berufskonjunkturen ausgerichtet haben mögen. Immerhin hatte die Konsolidierung der Psychologie an den Hochschulen schon vor 1950 stattgefunden, im hier betrachteten Zeitraum kamen nur noch zwei neue Universitätsinstitute in Saarbrücken und in Berlin (West) hinzu.)

Bei der Lösung praktischer Probleme zeigt sich eine fundamentale Schwäche ganzheitspsychologisch-charakterologischer Lehren ebenso wie gestaltpsychologischer Grundlagenforschung: Sie vermögen kognitiv, sozial und moralisch – implizit auch gesellschaftspolitisch – zu orientieren, aber sie haben ihre Grenzen für technische Umsetzungen. Psychologen in Institutionen sahen sich aber zunehmend Anforderungen ausgesetzt, für die die Aufwendigkeit und Unklarheit im konkreten Verfahren hinderlich und dysfunktional wurde.

In der Erziehungsberatung haben die Psychagogen und Psychotherapeuten den Psychologen die Technik der Therapie voraus. Psychologen mußten sich einmal um eine Erweiterung ihres Horizontes auf psychoanalytische Konzeptionen hin kümmern, zum anderen sich um lehr- und lernbare Behandlungs- und Beratungsverfahren bemühen. Über dieses Bedürfnis wurde ab 1956 der aus den USA stammende Ansatz einer für Beratung praktikablen Gesprächstechnik und als Kurztherapie geeigneten Methode bekannt, die „nicht-direktive Technik“ nach Rogers (Tausch und Tausch, 1956). Desweiteren wurde mehr und mehr die Forderung laut, therapeutische und diagnostische Effizienz durch empirische Kontrolle ausweisen zu können. Auch die Orientierung auf die Persönlichkeitsstruktur offenbarte in realen Verhältnissen ihre Verkürzungen: Erste sozialpsychologische Konzepte wurden interessant, wenn auch noch überlagert von

und integriert in ganzheitlich-charakterologisches Denken. Die Theorie und Methoden der Beeinflußbarkeit sozialer Konstellationen, die die angelsächsische Sozialpsychologie vorführte, schienen aussichtsreiche praktische Perspektiven zu eröffnen. Im Umkreis der Betriebspsychologie wurden amerikanische Modelle und Verfahren adaptiert. Gruppendynamik wurde ein neues Thema.

Vor allem aber bahnte sich in der nun umfänglich praktizierten psychologischen Diagnostik – in fast allen Berufssparten machte sie den größten Anteil an der Tätigkeit der Psychologen aus – eine Wende an. Die Notwendigkeit, zeitökonomisch und in einfachen Indices mitteilbar, dazu in größerem Umfang anwendbar und kontrollierbar Leistung und Begabung zu bestimmen, machte die charakterologische Persönlichkeitsbeschreibung und das Ethos der Würdigung der individuellen Person praktisch obsolet. Noch unter dem Dogma ganzheitlicher Diagnostik begannen aus den USA importierte oder nach dort entwickelten Modellen konstruierte Verfahren sich in Arbeitsämtern, Betrieben, Schulen und Beratungsstellen durchzusetzen.

Trotz dieser Herausforderungen an die Psychologie bewahrte sich die personelle und inhaltliche Geschlossenheit der an den Hochschulen vertretenen Disziplin noch bis in die Mitte der fünfziger Jahre. Erste Verunsicherungen dieser Front scheinen jedoch auf. So werden auf dem 19. Kongreß der DGfPs 1953 in Hauptreferaten ‚kontinentale‘ versus amerikanische Persönlichkeits- und Sozialpsychologie diskutiert. Erste Veröffentlichungen, die faktorenanalytische Modelle und quantitative Methoden positiv ins Gespräch bringen wollen, erregen Aufmerksamkeit. Doch fand ein Einbruch zunächst noch nicht sichtbar statt. Noch 1955 steht die Gruppe der amtierenden Ordinarien an den Universitäten für die Kontinuität aus dem Faschismus in die Nachkriegszeit und weiter in die Anfangsjahre der Bundesrepublik. Von siebzehn Ordinarien lassen sich zu diesem Zeitpunkt noch acht der Ganzheitspsychologie und Charakterologie (Sander, Rudert, Kroh, Wellek, Undeutsch, Lersch, Thomae, Arnold) und vier der Gestaltpsychologie (Metzger, Rausch, Wilde, Witte) zuordnen (nach Wellek, 1955). Wellek schreibt selbstsicher:

„Eine weitere Zunahme des methodologischen Einflusses der USA (ist) kaum zu erwarten. Mathematische, zumal statistische Methoden ... werden hier nach wie vor intensiv gepflegt (das stimmt nicht – drückt sich hier

schon ein Rechtfertigungszwang aus? P.M.), haben aber keine Aussicht, das Bild in dem Maße zu beherrschen wie zur Zeit in den USA oder den skandinavischen Ländern. Insbesondere das Anliegen der Charakterologie, der ‚verstehenden‘ und geisteswissenschaftlichen Psychologie, das als ein geschichtlicher Auftrag des kontinentalen Europa empfunden wird, würde eine solche Einseitigkeit ausschließen. In diesem Zusammenhang hat sich die phänomenologische Methode ... an ihrem Ort behauptet und hat alle Aussicht, dies auch in Zukunft zu tun“ (Wellek, 1955, 64).

Der Autor irrte sich. Er selbst sollte auf dem 21. Kongreß der DGfPs 1957 in Bonn ein Referat unter dem Titel halten: „Der Rückfall in die Methodenkrise der Psychologie“.

Die Methodenkrise der mittleren und späten 50er Jahre entzündete sich an Auseinandersetzungen um die Psychodiagnostik. Grundlage dafür waren die veränderten praktischen Anforderungen an die Psychologie, woher veränderte Fragestellungen und andere Erwartungen in die wissenschaftliche Diskussion hineingetragen wurden.

Ob auch eine Maßnahme der amerikanischen Kulturpolitik, nämlich die Einladung junger Wissenschaftler zu Studien- und Forschungsaufenthalten hier einen Einfluß hatte, ist bei den Psychologen jener Zeit schwer auszumachen. Es läßt sich jedoch nicht ausschließen, daß auf diesem Wege amerikanische Psychologie wenigstens informell stärker ins Gespräch kam und vielleicht auch hier und da Faszination ausüben konnte. Auf jeden Fall wurde der Angriff auf die herrschende akademische Psychologie von einem in den USA arbeitenden Psychologen, nämlich Peter R. Hofstätter mit mehreren folgenreichen Veröffentlichungen zwischen 1953 und 1956 eingeleitet (Hofstätter, 1953 a, b, 1954, 1956; vgl. den Beitrag von Métraux in diesem Band). Einer Provokation gleichkommen mußte sein Lexikon *Psychologie*, das 1957 in einem Taschenbuchverlag mit hoher Auflage erschien und inhaltlich so ausschließlich wie offensiv auf dem Paradigma des operationalistischen Behaviorismus fußte.

Die Kontroversen aber spitzten sich zu an methodischen Problemen der Psychodiagnostik: in der Sprache der Charakterologen ausgedrückt um die Frage „Ist der Mensch meßbar?“ – so das Motto eines Darmstädter Gesprächs 1958 (Franzen, 1959). In seiner *Einführung in die quantitativen Methoden der Psychologie* hatte Hofstätter die Differenz schon vorab auf den Punkt gebracht:

„Die spekulative Psychologie ordnet und systematisiert Sachverhalte, sie ‚versteht‘ diese im Gefüge einer bestimmten Ordnung; Voraussagen sind aber nicht ihr eigentliches Wesen. Anders steht es um die empirische Psychologie, die das Anliegen der Ordnung und des systematischen Verstehens hinter dem der Vorhersage zurücktreten läßt. Ihre Begriffe sind daher weniger kategoriale Perspektiven und mehr Werkzeuge, deren Tauglichkeit sich in der Menge, der Bedeutung und der Richtigkeit der erstellbaren Voraussagen bemißt“ (Hofstätter, 1953a, 3).

Die Methoden der charakterologischen, qualitativen Psychodagnostik, vor allem die der Ausdruckskunde, sind in der Tat für quantifizierbare Prognosen untauglich. Dort aber, wo Psychologie als Technologie abgerufen wird, sind Modelle und Methoden der Vorhersage von Verhalten gefragt, und mit ihnen Angaben über das Maß ihrer Verlässlichkeit. Dem entsprechen die Methoden und Kalküle der formalen, quantitativen Testtheorie. Sie steht wissenschaftstheoretisch und -historisch konsequent unter der Logik des Pragmatismus. Auch auf der Gegenseite wird der prinzipielle Unterschied richtig erkannt. So äußert sich – in später Rückschau – der Charakterologe Rudert:

„Wenn ich auf die Eigenart meines psychologischen Denkens zurückblicke, so war es von dem Anliegen bestimmt, dem Reichtum der Mannigfaltigkeit, der Hintergründigkeit und Tiefgründigkeit der seelischen Erscheinungen Rechnung zu tragen. . . . Ein großer Teil der gegenwärtigen psychologischen Forschungsbemühungen verfolgt das Ziel, das Menschliche durch mathematisch formulierbare Gesetze zu bestimmen. Wenn so der Mensch berechenbar wird, so steht dies in Einklang mit den Bedürfnissen der industriellen Massengesellschaft, in der wir leben: der Mensch soll als feststellbare Größe in Planung und Berechnung eingesetzt werden können“ (Pongratz, Traxel und Wehner, 1972, 295 und 302).

Die Verteidigung der qualitativen Methodik wird bald zum Rückzugsgefecht. Charakterologen und Ganzheitspsychologen beschwören den Wert ihrer anthropologischen Orientierung, fühlen sich jedoch gegenüber der schlagenden und objektiv gefragten Relevanz der pragmatistischen Konzepte schon in ihrem Kulturpessimismus aufs neue bestätigt. Angesichts der realen Entwicklung in der psychologischen Praxis, die ihrerseits Reflex auf objektive Bedingungen ist, stand die überkommene akademische Position auf der Verliererseite. Ist es ein Ausdruck einer gewissen Verzweiflung, wenn jetzt an die bisher sorgfältig kaschierte

Vergangenheit in der Wehrmachtpsychologie und während des Nationalsozialismus als Zeit der Bewährung und des Konsenses (von Wellek) erinnert wird (vgl. Geuter, 1980)?

In der Nachkriegsära war weltanschauliche Konformität und akademische Verankerung die Stärke der traditionellen Psychologie und die Unfähigkeit, sich veränderten objektiven Strukturen anzupassen, ihre Schwäche. Handhabbarkeit und Machbarkeit individueller und sozialer Verhältnisse, wie sie die pragmatistische Wissenschaft der operationalistischen Psychologie versprach, entpuppten sich als gesellschaftlich attraktiver als die Verkündung konservativer Werte.

Literatur

- Die Universitäten in der britischen Zone Deutschlands. Bericht der Delegation der britischen Association of University Teachers. *Die Sammlung* (1948), 3 (2), Beilage.
- Franzen, E. (Hrsg.), *Ist der Mensch meßbar?* Darmstadt: Neue Darmstädter Verlagsanstalt, 1959.
- Geuter, U., Institutionelle und professionelle Schranken der Nachkriegsauseinandersetzungen über die Psychologie im Nationalsozialismus. *Psychologie und Gesellschaftskritik* 1980, 4 (1/2), 5–39.
- , *Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1984.
- Gottschaldt, K., Der Aufbau der Begabung. In: Wellek, A. (Hrsg.), *Bericht über den 17. und 18. Kongreß der DGfPs*. Göttingen, Hogrefe, 1953, 11–28.
- Grebing, H., Positionen des Konservatismus in der Bundesrepublik. In: Grebing, H. et. al., *Konservatismus – eine deutsche Bilanz*. München: Piper, 1971, 33–36.
- Greiffenhagen, M., Das Dilemma des Konservatismus in Deutschland. In: Grebing, H. et. al., *Konservatismus – eine deutsche Bilanz*. München: Piper, 1971, 7–32.
- Gutachten zur Hochschulreform*. Hamburg: Studienausschuß für Hochschulreform, 1948.
- Hofstätter, P. R., *Die Psychologie und das Leben*. Wien/Stuttgart: Humboldt, 1951.
- , *Einführung in die quantitativen Methoden der Psychologie*. München: Barth, 1953 a.
- , Psychologie und Mathematik. *Studium Generale*, 1953 b., 652–662.
- , Die beiden Wissensbegriffe und die Psychologie. *Jahrbuch für die Psychologie und Psychotherapie*, 1954, 2, 138–147.

- , Zur Frage der Intuition in der Psychodiagnostik. *Studium Generale*, 1956, 9, 527–537.
- , *Psychologie*. Frankfurt/M.: Fischer, 1957.
- Jacobsen, W., (ohne Titel). In: *Kongreßbericht Berufsverband Deutscher Psychologen Bonn 29.8. bis. 2.9.1947*. Hamburg: Nölke, 1948, Band I, XII–XVII.
- Jaensch, E. R., *Studien zur Psychologie menschlicher Typen*. Leipzig: Barth, 1930.
- Jung, C. G., *Psychologische Typen*. Zürich/Leipzig: Rascher, 1942.
- Keilhacker, M., *Pädagogische Psychologie*. Regensburg: Habel, 1950².
- Klages, L., *Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck*. Bonn: Bouvier, 1950.
- , *Grundlagen der Charakterkunde*. Bonn: Bouvier, 1951¹¹.
- Kretschmer, E., *Körperbau und Charakter*. Berlin/Göttingen/Heidelberg: Springer, 1951.
- Lersch, Ph., *Aufbau der Person*. München: Barth, 1952⁵.
- , *Der Mensch in der Gegenwart*. München: Reinhardt, 1947.
- Maikowski, R., Mattes, P., Rott, G., *Psychologie und ihre Praxis. Materialien zur Geschichte und Funktion einer Einzelwissenschaft in der Bundesrepublik*. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch, 1976.
- Mattes, P., Profession bei Fuß – Wehrmachtpsychologie nach 1945. *Psychologie und Gesellschaftskritik* 1980, 4 (1/2), 40–46.
- Ottersbach, H. G., *Der Professionalisierungsprozeß in der Psychologie*. Weinheim/Basel: Beltz, 1980.
- Pfahler, G., *System der Typenlehren*. Leipzig: Barth, 1943.
- Pongratz, L. J., Traxel, W., Wehner, E. G., *Psychologie in Selbstdarstellungen*. Bern/Stuttgart: Huber, 1972, 288–308.
- Prahl, H.-W., *Sozialgeschichte des Hochschulwesens*. München: Kösel, 1978.
- Psychologentaschenbuch*, hrsg. v. Berufsverband Deutscher Psychologen zu seinem 2. Kongreß in München vom 1.–4.10.1949. München (o. J.).
- Remplein, H., *Die seelische Entwicklung in der Kindheit und Reifezeit*. München: Federmann, 1949.
- Rothacker, E., *Die Schichten der Persönlichkeit*. Bonn: Bouvier, 1952⁵.
- Scharfenberg, G. (Hrsg.), *Dokumente zur Bildungspolitik der Parteien in der BRD 1945–1973*. Berlin, 1973².
- Spranger, E., *Lebensformen*. Halle: Niemeyer, 1930⁷.
- Tausch, A. und Tausch, R., *Kinderpsychotherapie im nicht-direktiven Verfahren*. Göttingen: Hogrefe, 1956.
- Wellek, A., Charakterologie. In: *Lexikon der Pädagogik*. Bern: Francke, 1950a, Band 1, 239–245.
- , Ganzheitspsychologie. In: *Lexikon der Pädagogik*. Bern: Francke, 1950a, Band 1, 496–503.
- , *Die Polarität im Aufbau des Charakters*. Bern: Francke, 1950c.

- , Deutschland. In: *Psychology in Europe*. Gawein, Tijdschrift van de Psychologische Kring aan de Nijmegen Universiteit 1955, 4 (3–4), 55–64.
- , Der Rückfall in die Methodenkrise der Psychologie als Ausdruck der Divergenz der Menschenbilder. In: Wellek, A. (Hrsg.), *Bericht über den 21. Kongreß der DGfPs 1957 in Bonn*. Göttingen: Hogrefe, 1958, 23–39.